

Ralf Isau

Die Chroniken von Mirad

Band 2:

Der König im König

Roman



Prolog

Die Chroniken von Mirad,

21. Buch, 19. Kapitel

Zwei Könige im Körper von einem waren für etliche in Soodland einer zu viel. In den Adern von Ergil und Twikus floss das Blut zweier Völker: Menschen und Sirilim. Nur wenige Untertanen maßen diesem hoffnungsvollen Umstand indes die ihm gebührende Bedeutung bei, da sie das Vordergründige sehr viel mehr beschäftigte: Die zwei waren Sirilimzwillinge – im Geiste völlig getrennt, aber in einem Leib vereint. Konnte dabei etwas Gutes herauskommen?

Sogar die Chronistin, das will sie an dieser Stelle reumütig eingestehen, hat die daraus erwachsenden Schwierigkeiten lange unterschätzt. Ihre eigene Geschichte war wohl zu eng mit jener der Brüder verwoben, um sich jederzeit einen unverstellten Blick auf die Wirklichkeit zu bewahren. Schließlich war sie die Amme der zwei gewesen. Nach dem Blutbad auf der Sooderburg, das in der Ermordung König Torlunds durch seinen älteren Bruder Wikander gipfelte, hatte sie die Knaben gemeinsam mit dem Waffenmeister Falgon aus dem Palast geschmuggelt. Wie schon berichtet wurde, hielt Falgon die Kinder zehn Jahre lang im ältesten Wald von Mirad versteckt. Dort lernten sie von ihm den Umgang mit Jagdwaffen und das Überleben in der freien Natur, aber zuletzt war es wieder die Verfasserin dieses Berichts gewesen, die sie in den Sirilimkünsten ausgebildet und für die Begegnung mit ihrem Oheim Wikander vorbereitet hat. Sie begleitete die Zwillinge zurück nach Soodland, zeigte ihnen den geheimen Weg in die Sooderburg, hat dabei fast ihr eigenes Leben eingebüßt, es aber dank Ergil und Twikus dennoch behalten. Als die beiden den Thron von Soodland bestiegen, überreichte sie ihnen das Zepter, und in den folgenden Wochen und Monaten der Prüfung stand sie ihnen mit Rat und Tat zur Seite. Spätere Generationen mögen der Chronistin daher die Trübung ihres Blickes nachsehen, die sie für die Sorgen der Menschen und des Reiches vorübergehend blind gemacht hatte.

Sechs Monate nachdem die Brüder im Jahre Mirads 6000 gekrönt worden waren, kränkelte nämlich das zarte Pflänzchen ihrer Herrschaft. Alles hatte so viel versprechend begonnen, in jener Mittsommernacht. Sie war lau und das Volk froh gewesen. In allerlei Festlichkeiten entledigte es sich der dunklen Erinnerungen an das bedrückende Joch des Großkönigs, als gelte es, im Frühling den dumpfen Geruch der winterlichen Holzfeuer aus den Häusern zu vertreiben. Der bevor-

stehende Anbruch des siebten Jahrtausends schien wie geschaffen für die Erfüllung jener alten Prophezeiungen, die ein neues Zeitalter des Friedens versprochen. Jetzt dagegen, kurz nach dem Jahreswechsel, herrschte in vielerlei Hinsicht bittere Kälte.

Seit Menschengedenken hatte es keinen so frühen Wintereinbruch in Soodland gegeben. Das Königreich am Schollenmeer lag nicht allein im klammen Griff des Frostes, auch die Zwietracht unter den Ländern des Sechserbundes lähmte die Entfaltung des erhofften Friedens. Als der Thronräuber und sein Unheil bringendes schwarzes Schwert *Schmerz* auf den Klippen unterhalb des Knochenturms zerborsten waren, hatte so gut wie jeder das finstere Zeitalter für beendet erklärt. Doch kurz darauf brach wie eine schlecht verheilte Wunde erneut der Zwiespalt auf, der einst die Anhänger und Feinde Wikanders in zwei Lager geteilt hatte. Die Königreiche Kimor, Yogobo und natürlich Soodland standen auf der Seite der neuen Herrscher. Pandorien und Ost-rich dagegen versagten ihnen die Unterstützung und strebten selbst nach einer führenden Rolle in dem Staatenbund. Das Stromland fuhr einen Schlingerkurs. Dessen König Hilko drückte sich mit allerlei Ausflüchten und diplomatischen Winkelzügen um eine klare Position, wohl um die eigenen Chancen in jedwede Richtung zu wahren. Währenddessen intrigierte sein Vetter Hjalgord hinter den Kulissen munter gegen Ergil und Twikus. Nur Quondit Jimmar Herzog von Bolk hatte Torlunds Söhnen bereits vor Wikanders schmählichem Ende das Vertrauen ausgesprochen.

Die über Jahre von ihrem Oheim ausgebrachte Saat begann indes erneut zu keimen, als die Natur dem jungen Herrschergespann scheinbar ihren Segen versagte. Die Mutter der beiden war eine mit der »Alten Gabe« gesegnete Sirilimprinzessin gewesen. Wikander hatte daraus einen Lügenteppich gewebt, der sie am Ende als Hexe darstellte. Aberglaube und Unkraut sind sich sehr ähnlich: Wenn sie einmal Wurzeln geschlagen haben, sind sie kaum mehr auszumerzen. Während Letzteres das Land verdirbt, breitet Ersterer sich unaufhaltsam im Kopf aus und erstickt den Verstand. So wurde, was man Vania anlastete, nun immer öfter auf ihre Söhne übertragen.

Weil sich deren Feinde keine Blöße geben und die Natur der Sirilimzwillinge offen als Ausdruck dunkler Mächte angreifen wollten, verbargen sie sich hinter scheinbar ehrbaren Ausflüchten. Sie sagten, die Brüder seien für das Königtum zu jung, zu unerfahren, zu schwach.

Und zu uneins.

Tatsächlich ging das Gerücht um, sie seien überhaupt nicht das, wofür sie sich ausgaben, sondern lediglich *ein* junger Mann mit einer gespaltenen Persönlichkeit. Selbst unter ihren Getreuen wurde gemunkelt, das Verhältnis zwischen Ergil und Twikus sei auf eine Weise gespannt, die dem Gedeihen des Königreiches nur abträglich sein konnte. Solche Gerüchte waren Gift in einer Zeit,

da Mirad mehr denn je eine starke Führung brauchte. Allerdings war es allemal bequemer, sich in derlei Hetzreden und Halbwahrheiten zu ergehen, als der Wirklichkeit offen ins Auge zu blicken. Irgendetwas nicht Greifbares lastete wie ein dunkler Schatten auf der Welt.

Obwohl die Chronistin – ebenso wie die beiden in einem Körper vereinten Könige – die Bedrohung aus dem Hintergrund spürte, vermochte sie ihr kein Gesicht zu geben. Nun verfügte sie seit ihrer Zeit als Herrin der Seeigelwarte über ein weit verzweigtes Netz an Gewährsleuten. Daher sandte sie ihre Botenfalken über das Land aus und wartete auf eine Nachricht, die, so unangenehm sie auch sein mochte, dem Schatten, der auf dem jungen Königtum von Ergil und Twikus lastete, endlich einen Namen gab. Insofern sie dieserart ihre »Fühler« bis ans Ende des Herzlandes ausstreckte, war es dann doch eine Überraschung, als der erste Hinweis auf die Natur des geheimnisvollen Übels ganz aus der Nähe kam.

1. Kapitel: Der Bote

Das Feuer in den Kohlenbecken kämpfte einen aussichtslosen Kampf gegen die frostige Kälte. Im Thronsaal der Sooderburg war es empfindlich kühl, obgleich dieser tief im größten Gebäude des Palastes lag. Eingebettet in ein Labyrinth aus Gängen und Fluren.

Anfangs hatten die Könige dieses steinerne Vermächtnis ihres Vorgängers Wikander stehen lassen, weil der Wiederaufbau von Recht und Ordnung im Reich ihnen vorrangig erschien. Als sie sich dann aber immer öfter mit Missgunst und Anfeindungen konfrontiert sahen, begannen sie den Schutz des mehrstöckigen Irrgartens zu schätzen. Inzwischen war sogar die Schneise repariert, die sie vor einem halben Jahr mithilfe ihrer Gabe quer durch das Gebäude geschlagen hatten.

Mit etwas mehr Entschlussfreude waren sie den zahlreich im Palast verstreuten Emblemen ihres Vorgängers zu Leibe gerückt. Auch im Thronsaal hatten sie den schwarzen Granitdrachen aus dem roten Marmorboden herausbrechen lassen. An seiner Stelle beherrschte das Zentrum des Raumes nun eine kreisrunde Alabasterscheibe. Irgendwann sollte sie das neue Wappenzeichen der Krone von Soodland aufnehmen, aber Ergil und Twikus hatten sich bisher für kein Symbol entscheiden können. So schimmerte die weiße Fläche fahl im Dämmerlicht der Halle. Wie ein unbeschriebenes Blatt.

»Habe ich mich verändert, Popi?« Der König saß zusammengesunken auf dem Thron. Seine Hand spielte unter dem Umhang mit dem Blütengriff des Schwertes *Zijjajim*, das wie ein Gürtel aus Glas seinen Leib umschlang. Ergils Frage galt einem jungen Rekruten der Palastwache. Obwohl es die Stunde der Morgenaudienz war, wollte sich niemand am Frieren der beiden beteiligen.

Popi ließ sich Zeit mit seiner Antwort. Seitdem er Ergil vor einem halben Jahr vom Knochenturm hinabgeführt hatte – kurz zuvor war Wikander von Twikus besiegt worden –, folgte er dem König wie ein Entenküken seiner Mutter. Die Elvenprinzessin Schekira scherzte gelegentlich über diese Anhänglichkeit des Rekruten, aber dem jungen Monarchen kam dessen Diensteifer durchaus gelegen. Twikus schätzte den etwa Gleichaltrigen, weil er sich neben ihm wie ein weiser König vorkam, und Ergil, weil er in Popi einen, wenn auch bescheidenen, Ersatz für Tusan sah – der

Fährtensucher weilte immer noch bei seinem Vater, dem Herzog von Bolk. Die Vorgesetzten Popis waren angewiesen worden, dessen Diensteifer in keiner Weise zu behindern.

Die Beharrlichkeit des jüngsten Mitglieds der Palastwache stand in keinem Verhältnis zu seinen sonstigen Qualitäten. Falgon pflegte zu sagen, der Kleine sei so schwächlich, dass er sich hinter seinem Schwert *Biberschwanz* verstecken könne. Mit seinen strubbeligen blonden Haaren und den Sommersprossen sähe er aus wie ein Zehnjähriger. Popi machte sich übrigens keine Illusionen in Bezug auf die eigene Person. Er sei nur ein Hasenfuß, hatte er mehr als einmal selbst erklärt.

Tatsächlich war er enorm schreckhaft. Wenn ein Türposten während des Dienstes einnickte und ihm der Speer aus der Hand rutschte, was hin und wieder vorkam, dann konnte Popi vom Geräusch des Aufpralls der Waffe so heftig zusammenfahren, dass seine dünnen Gelenke die merkwürdigsten Verrenkungen ausführten. Gewöhnlich dauerte es dann ziemlich lange, bis er sich wieder in der Gewalt hatte.

»Ja, Ihr habt Euch verändert, Majestät. Ihr seid stiller geworden«, antwortete endlich der Rekrut. Ergil beobachtete den klaren Tropfen, der an Popis Stupsnase hing, sich langsam löste und auf den roten Marmorboden fiel. »Stiller?« Er lachte freudlos. »Wenn es nur das wäre! Damit könnte ich leben.«

Obwohl sich Popi in der Nähe seines Herrn am wohlsten fühlte, mied er doch dessen direkten Augenkontakt. Meist blickte er zu Boden, wenn Ergil oder Twikus ihn geradewegs ansahen. So auch jetzt.

»Ihr habt etwas anderes gemeint, Majestät?«, fragte er.

»Allerdings.« Ergil breitete die Arme aus. »Ich hocke in diesem Labyrinth und fühle mich dabei sicherer als sonst wo auf der Sooderburg. Ist das nicht krank, Popi? Glaubst du, ich könnte wie mein Oheim werden?«

Der Rekrut machte ein erschrockenes Gesicht. »Ihr meint wie ... Wikander?«

»Der Bruder meines Vaters hat schließlich den Palast zu dem gemacht, was er heute ist, zu einem großen Irrgarten, der alles fernzuhalten vermag außer der Kälte.« Obwohl der Thron von großen Kohlenbecken eingerahmt war, fröstelte Ergil. Längst hatte er es aufgegeben, die Stofflagen zu zählen, in die er sich jeden Morgen hüllte, um den eisigen Temperaturen zu trotzen. Er kam sich vor wie eine Zwiebel.

Mürrisch wickelte er sich enger in den Umhang, der die dritte Person im Saal vor neugierigen Blicken verbarg: Nisrah. Seit der Durchquerung des Tales der Fischer im Grotwallgebirge waren

die Sirilimzwillinge und der Netzling unzertrennlich. Lediglich in der Nacht verzichteten sie auf seine belebende Kraft, die ihre Sinne schärfte und ihnen half, die Alte Gabe der Sirilim zu kontrollieren.

»Ich kann gut verstehen, dass Ihr Euch einsam fühlt, Majestät«, sagte Popi.

Ergil reckte sich. »Wer hat denn das behauptet?«

Popi betrachtete intensiv seine Fußspitzen.

Der König seufzte. »Irgendwie hast du ja recht. Anstatt froh zu sein, so weise Ratgeber wie Falgon und Múria zu haben, sitze ich hier und blase Trübsal.«

»Die Menschen in Soodland verstehen Eure Lage nicht. Außerdem machen sie sich Sorgen.«

»Sie sollten froh sein, dass Twikus und ich ihnen Wikander vom Hals geschafft haben.«

»Das sind sie auch, Majestät. Aber davon werden sie nicht satt. Der Winter ist viel zu früh gekommen. Der Frost hat einen großen Teil der Ernte zerstört. Wenn nicht ein Wunder geschieht, wird es eine Hungersnot geben.«

»Das Klima im Stromland ist milder und die Erträge dort waren nur wenig schlechter als gewöhnlich. Ich habe König Hilko um Kornlieferungen gebeten.«

»Aber er hat Euch noch keine Zusage gegeben.«

»Würde mich nicht wundern, wenn sein hintertriebener Neffe ihm das auszureden versucht. Hjalgord ist eine Natter. Vermutlich stecken sogar seine Spione hinter dem Gerücht, Twikus und ich seien unfähig, den Hungertod unserer Untertanen abzuwenden. Hältst du uns auch für unfähig, Popi?«

Wieder wirkte der Hasenfuß erschrocken. »Ich habe erlebt, wie Ihr die schlimmste Plage beseitigt habt, die je unser Land heimsuchte, Majestät.«

Ergil rang sich ein trauriges Lächeln ab. »Es gibt noch eine schlimmere Bedrohung, mein anhänglicher Freund.«

Popi lief rot an. »Falle ich Euch zur Last, Majestät?«

»Wie kommst du darauf?«

»Ihr habt mich ›anhänglich‹ genannt. Hunde, die man nicht mehr loswird, sind anhänglich, aber ...«

»Popi«, unterbrach der König den Rekruten müde. »Ich schätze dich sehr. Aber weißt du, was mich richtig an dir stört?«

Jetzt wurde der Gefragte kreidebleich. Er schüttelte bange den Kopf.

»Dieses Ihr- und Euch-Gerede. Ich heiße Ergil und nicht Majestät.«

»Aber Majestät ...!«

»Siehst du, da ist es schon wieder!«

»Ich würde niemals wagen, Majestät, Euch wie einen gewöhnlichen ...«

»Du redest wie seinerzeit Dormund und jetzt spricht er auch wie ein Freund zu mir – fast jedenfalls.«

»Dormund ist auch der größte Waffenschmied von Mirad. Aber ich bin nur ein Hasenfuß. Ein Nichts.«

Ergil erhob sich aus dem Thron, stellte sich vor Popi hin, legte seine Hände auf dessen Schultern und blickte ihm ernst in die Augen. »So etwas will ich nie wieder hören, verstehst du? Niemand ist ein Nichts, auch du nicht. Jeder hat eine besondere Gabe – er muss sie nur entdecken und mit Umsicht gebrauchen. Und jeder hat seine Bestimmung – er muss sie nur annehmen und ihr in Weisheit folgen. Manche suchen ein Leben lang danach, aber ich bin mir sicher, du wirst nicht so lange brauchen.«

Popi sah den König aus seinen großen blauen Augen an. »Denkt Ihr das wirklich, Majestät?«

»Ja. Aber jetzt ist Schluss mit dem ehrfurchtsvollen Gehabe.«

»Ist das auch die Meinung Eures Bruders?«

»Wenn der Respekt nur am Titel haftet, dann ist er nichts wert. Twikus denkt da ähnlich wie ich.«

»Ihr seid ...«

»*Du bist*«, fiel Ergil dem Rekruten abermals ins Wort.

Popi befeuchtete umständlich seine Lippen, holte ungefähr so tief Luft, als müsse er ein Gespann samt Ochsen in die Höhe stemmen, verharrte einen Moment mit geblähter Brust und sagte dann:

»Du bist sehr gütig ...« Den Namen des Angesprochenen brachte er nicht mehr heraus.

»Ergil«, half ebender nach.

Popi klappte den Mund zu, dankbar, um das Wort herumgekommen zu sein.

»Wikanders Rekrutenfänger haben dich gegen deinen Willen vom Hof deines Vaters hierher verschleppt«, wechselte der König überraschend das Thema. »Willst du nach Elderland zurück, auf den Goldanger-Hof deiner Familie, oder möchtest du mein Schildknappe werden?«

Der junge Soldat hatte den ersten Schrecken noch nicht ganz überwunden, als ihn schon wieder das Entsetzen packte. »*Ich* soll ...?« Seine Stimme versagte.

»... mein Schildknappe werden«, half Ergil aus.

»Ich bin weder von edler Herkunft noch bin ich stark.«

»Aber schwindelfrei. Außerdem kann ich *Himmelsfeuer* ganz gut selber tragen und Twikus wird sich an seinem Bogen und den Pfeilen auch keinen Bruch heben.«

»Aber wie könnte ein Hasenfuß, der schon bei der geringsten Gefahr das große Zittern bekommt, Euch je nützen, Majestät?«

»Indem er uns beim Namen nennt.«

»Entschuldige ... Ergil.«

»Schon besser.« Der König lächelte anerkennend. »Und indem du mein Freund wirst.«

Popis Kiefer klappten auseinander. Er starrte sein Gegenüber so lange mit offenem Mund an, bis Ergil sich bemüßigt sah einzugreifen.

»Was sagst du dazu?«

»Ich ... bin ... überwältigt.«

»Weil du endlich nach Hause gehen darfst?«

»Nein«, antwortete der neue Schildknappe. »Weil ich für würdig erachtet werde, den Königen von Soodland zu dienen. Ich könnte mir keine größere Ehre vorstellen. Seit ich ... deinem Bruder und dir zum ersten Mal begegnet bin, bewundere ich euch. Ich möchte auch einmal so klug werden wie Ergil und so wagemutig wie Twikus. Ihr seid für mich Helden ...«

»Jetzt ist es aber genug«, wiegelte Ergil ab. »Wir haben nur in einer besonderen Lage das getan, was wir für richtig hielten. Du siehst ja, was heute von dieser Heldentat noch übrig ist. Sie hat meinem Bruder und mir nicht viel ...«

Ergil verstummte jäh, weil er an seiner Hüfte ein Zittern verspürte, das sich rasch um seinen ganzen Leib ausbreitete. Erschrocken blickte er nach unten.

»Was ist?«, fragte Popi.

»Ich habe keine Ahnung. Aber es fühlt sich an, als hätte sich ein Schwarm Fische in meinen Mantel verirrt.« *Nisrah!*, rief er in Gedanken nach dem im Mantel verborgenen Weberknecht.

Hier bin ich, mein lieber Gespinstling, antwortete der überschwänglich.

Kannst du dir erklären, was da vor sich geht?

Ich würde sagen, dein gläsernes Schwert regt sich über irgendetwas auf.

Ergil riss den vorne offenen Umhang auseinander und sah an sich herab. Weil seine dicke Steppjacke ihm wie ein feister Wanst den Blick verstellte, musste er sie erst zusammendrücken, um das darunter baumelnde silberne Griffstück in Augenschein zu nehmen. Es zitterte so heftig, dass sich in diesem Moment der Mechanismus löste, der die stilisierten Blütenblätter des Handschutzes

aufklappen ließ. Der König fing das hin- und herzappelnde Heft ein, löste die umeinander verschlungenen Enden des Schwertes und ließ *Zijjajim* sich in grünem Glanze strecken.

Ein Laut, gleich dem lang gezogenen Seufzer einer riesenhaften Kreatur, hallte durch den Saal.

»Hast du das gehört?«, stieß Ergil hervor.

Popi verdrehte die Augen zur Decke, lauschte andächtig und schüttelte dann den Kopf. »Nein. Aber warum zittern deine Hände so?«

»Nicht meine Hände beben, sondern *Himmelsfeuer*. Ich kann es kaum halten.«

»Und was bedeutet das alles?«

»Frag mich was Leichteres. Aber ich fürchte, nichts Gutes. Nisrah sagte, das Schwert sei aufgeregt. Was immer er damit gemeint hat, wir sollten es herausfinden. Lauf schnell, Popi! Hole Múria und Falgon. Ach ja, und sollte dir Schekira begegnen, dann schick sie auch zu mir.«

Als der Waffenmeister Falgon und die mittlerweile zur Hofgeschichtsschreiberin ernannte Múria den Thronsaal betraten, war das Zittern bereits aus dem gläsernen Schwert gewichen. Ehe die miteinander Verlobten den etwa siebzig Fuß langen Raum durchquert hatten, schwirrte ein irisierender Eisvogel aus einer der Öffnungen herab, die dank eines ausgeklügelten Systems aus Spiegeln den großen Saal mit kargem Tageslicht versorgten. Da Popi den Königen so gut wie nie von der Seite wich, hatte es Schekira längst aufgegeben, ihre wahre Gestalt vor ihm zu verbergen. Das bunte Federknäuel ging in einer schillernden Wolke auf, die sich hiernach in eine Elvin verwandelte.

Shekira trug ein himmelblaues kurzes Kleid, das bis zu den Hüften eng geschnitten war und sich darunter in mehreren hauchdünnen Lagen bauschte. Zwei Elvenhandbreit über ihren Knien endete das für die Jahreszeit ziemlich leichte Gewand. Auf ihrer Haut lag ein Schimmer wie Perlmutter, den ein unbedarfter Betrachter wohl für das Glitzern von Eiskristallen gehalten hätte (Ergil wusste es besser). Sie strich sich das kupferfarbene lange Haar aus dem Gesicht und strahlte den König mit ihren goldenen Augen an.

»Dein Leibwächterlein klang ziemlich aufgeregt, aber ich habe nicht verstanden, was eigentlich passiert ist.«

»Mach dich nicht über Popi lustig, Kira.«

»Das würde ich mir nie erlauben, mein Retter, aber vergiss nicht, dass ich viermal so alt bin wie dieses Küken.«

»Ich habe ihn gerade zu meinem Knappen ernannt.«

Die Elvin hob eine Augenbraue. »Einen *Bauern* jungen?«

»Das Herz ist es, was einen Menschen wirklich adelt, Kira, nicht sein Blut.«

Inzwischen hatten auch Múria und Falgon den Thron erreicht. Die Hofgeschichtsschreiberin schmunzelte. »Vielleicht sollte ich ein Buch für Seelenkunde zurate ziehen, um herauszufinden, warum du und dein Bruder euch immer wieder so kleine Gefährten erwählt.« Sie zwinkerte Schekira verschwörerisch zu.

»Mir ist jetzt wirklich nicht nach Scherzen zumute«, klagte Ergil. In knappen Worten erzählte er, was mit *Himmelsfeuer* geschehen war. Unterdessen kehrte auch der frisch gebackene Schildknappe in die Halle zurück.

»Hat sich *Zijjajim* jemals zuvor so verhalten?«, erkundigte sich Múria, nachdem der König in ratloses Schweigen verfallen war.

Er zuckte die Achseln. »Nicht, dass ich wüsste.«

»Denk nach, Ergil!«

»Einmal vielleicht.«

»Wo und wann war das?«

»Oben auf dem Knochenturm. Als ich Wikander mit dem gläsernen Schwert entgegengetreten war.«

»Du meinst, als die ganze Insel diesen schrecklichen Laut vernahm?«

Ergil nickte mit glasigen Augen. »Als würde der Todesschrei des Drachen, der seine Gebeine für den Bau des Turms hatte hergeben müssen, aus der Vergangenheit zu uns herüberhallen. Aber heute klang es anders. Wie ein langes Seufzen.«

»Also, ich habe gar nichts gehört«, gab Falgon zu bedenken.

Popi und Schekira nickten bestätigend.

Múria ergriff Ergils Hand. Ihre Stimme klang beschwörend. »Streng dich an, Lieber. Wann genau ist damals der Schrei erklingen?«

Ergil wurde nicht gerne an jenen mörderischen Kampf erinnert, dem er sein Königtum verdankte. An jenem Tag hatte er seinen Oheim umgebracht. »Es war ...« Er zögerte. »Ja, es war, als *Zijjajim* und Wikanders schwarzes Kristallschwert zum ersten Mal aufeinanderprallten.«

»Herr der himmlischen Lichter, steh uns bei!«, stieß Falgon hervor.

Múria nickte nur wissend.

Ergil sah die beiden verständnislos an. »Ihr glaubt doch nicht, diese ganze Sache könnte etwas mit *Schmerz* zu tun haben. Wikanders Schwert ist ins Schollenmeer gefallen.«

»Ebenso wie dein *Himmelsfeuer*. Ist es aber dadurch verloren gegangen?«

»Wir alle wissen, wie ich es zurückbekommen habe.« Ergil spielte auf den freundlichen Dienst der Nixen an, die sowohl seinen vorübergehend geistig umnachteten Freund Tusan gerettet als auch das gläserne Schwert geborgen hatten.

Múria breitete ihre schlanken Hände aus. »Was gibt uns die Gewissheit, dass *Schmerz* für immer verschollen sein soll?«

»Du meinst, die Nixen haben es ebenfalls wieder heraufgeholt?«

»Mag sein, dass jemand es in der dunklen Tiefe des Eisigen Ozeans gefunden hat«, warf Schekira ein. »Aber sicher nicht die Nixen. Sie sind wie ihre Verwandten, die Fluss- und die Seegolder, Geschöpfe des Lichts und würden sich eher von der schwarzen Klinge fernhalten. Aber in den Ozeanen wohnen viele Kreaturen und einige neigen mindestens so sehr zur Boshaftigkeit wie die Waggs oder die Ischschs.«

Falgons buschige Augenbrauen zogen sich drohend zusammen. »Das gefällt mir nicht.«

Ergil begann an seiner Unterlippe herumzuzupfen und murmelte: »Ich sollte wohl besser Twikus aufwecken.«

»Das kann nicht schaden«, pflichtete Múria ihm bei. »Ich denke, es wird Zeit, eure Alte Gabe an einer neuen Herausforderung zu erproben.«

Der graue Tag stahl sich fast unmerklich in die Nacht davon. Als Fingard vom Hafen zur Burg hinaufeilte, war die Dämmerung schon weit fortgeschritten. Das silbrige Licht des Vollmonds schimmerte schwach durch die Wolken hindurch. Der beleibte Bote hatte den Soodlandbelt nicht etwa mit dem Schiff überquert, sondern er war zu Pferde übers Eis geritten. Er wollte auch nicht den Königen, Falgon oder irgendjemandem von der Palastwache Bericht erstatten. Seine Nachricht war einzig und allein für die Herrin der Seeigelwarte bestimmt.

Múria verdankte diesen Titel jener geheimen Tätigkeit, mit der sie einst die Pläne des Großkönigs Wikander ausgespäht und gelegentlich sogar durchkreuzt hatte. Ihr Netz von Gewährsleuten reichte vom Weltenbruch bis ans Nimmermeer und von den Eiswüsten Ostrichs bis hinab zum Glutofen von Bakus.

Der atemlose, halb erfrorene Bote, der sich in diesem Augenblick zu ihr durchkämpfte, hatte einen vergleichsweise kurzen Weg hinter sich. Fingard stammte aus Bjondal, der Hafenstadt auf der Festlandseite der Meeresstraße.

Als er das Tor an der äußeren Mauer der Sooderburg erreichte, glitt er, steif wie ein Brett, vom Rücken seines Schimmels und keuchte dem Posten jene besondere Parole ins Ohr, die ihm als Schlüsselwort zu einer bevorzugten Behandlung anvertraut worden war. Der Wachmann reagierte überraschend argwöhnisch und verlangte – jedes Mal griesgrämiger – die Wiederholung der Lösung.

Nach dem vierten Versuch landete Fingard dann im Kerker.

Etwa zur gleichen Zeit mündete im gut geheizten Ratssaal der kräftezehrende Nachmittag von Múria, Nisrah, Ergil und Twikus für die beiden Letzteren in jenem Zustand, der am treffendsten mit dem Wort »Zusammenbruch« beschrieben werden kann. Mit der Fähigkeit der Durchdringung vermochten die Zwillinge zwar in für sie sonst unzugängliche Falten der Welt vorzustößen, aber die Inanspruchnahme der Alten Gabe forderte ihren Tribut.

Stundenlang hatten sie im Geiste den Grund des Schollenmeers nach dem Schwert *Schmerz* abgesucht, aber nichts weiter entdeckt als elf versunkene Schiffe, etwa zwei Dutzend unbekannter Lebensformen und einen toten Pottwal. Ergil – kurz vor besagtem Zusammenbruch – gab zu bedenken, er sei von Zweifeln über die Erfolgsaussichten des Plans ohnehin nicht ganz frei gewesen, weil das schwarze Kristallschwert sich ihm schon vor einem halben Jahr von seiner schlechtesten Seite gezeigt habe. Seine Alte Gabe sei damals regelrecht von *Schmerz* abgeprallt.

Múria sah ihn voller Mitleid an. Auch ihr waren die Strapazen anzusehen. »Der Wind bläst dir eisig ins Gesicht, nicht wahr, mein Lieber?«

Verzweiflung brach aus dem erschöpften Twikus hervor. »Es war ein Fehler, uns zu krönen, Meisterin. Falgon wäre ein viel besserer König als ...«

»Ihm solchen Unfug vorzuschlagen, ist die sicherste Methode, seinen Zorn gegen euch heraufzubeschwören«, unterbrach sie ihren Schüler.

»Und wenn *du* ...?«

Múria lachte trotz ihrer zweihundertfünfundzwanzig Lebensjahre so herzerfrischend, als wäre sie die bezaubernde, junge Frau, die sie zu sein schien. »Ich wäre das Letzte, was die Soodländer auf dem Thron brauchen. Sie haben schon deine Mutter für eine Hexe gehalten, weil sie eine Sirila war. Was glaubst du, würden sie da mir nachsagen? Nein, mein Lieber, es ist gut, so wie es ist.«

»Du, Ergil und ich können spüren, dass ein Schatten auf Mirad liegt. Außerdem wird jegliches Unglück, egal ob es nun mit dieser namenlosen Bedrohung zu tun hat oder nicht, meinem Bruder und mir angelastet. Was soll an diesem Schlamassel gut sein?«

Sie schöpfte tief Atem und schenkte ihrem Schüler ein Lächeln von der Sorte »Augen zu und durch«. Als ginge es lediglich darum, ein schwieriges Segelmanöver einzuüben, sagte sie: »Heute Abend beraten wir uns mit unseren Freunden und morgen setzen wir unsere Suche auf dem Grund des Meeres fort.«

Der Bote fuhr vom Holzschemel hoch, als habe der ihn körperlich angegriffen. Nachdem die Kerkertür hinter ihm ins Schloss gefallen war, hatte Fingard die Ereignisse der vergangenen Stunde mehrmals vor seinem geistigen Auge ablaufen lassen. Jetzt war ihm sein Fehler plötzlich klar geworden.

Die Parole lautete *zeruja*, ein altmiradischer Begriff, der in etwa so viel wie »Balsam« bedeutete. Fingard aber hatte, atemlos und mit eingefrorenem Kiefer, das Wort *zerua* hervorgestoßen – auf wiederholte Nachfrage des Postens insgesamt sogar viermal –, das sich am ehesten mit »aussätzig sein« übersetzen lässt. Es war müßig, darüber nachzusinnen, ob der Wachmann sich dadurch persönlich beleidigt fühlte oder ob der auf die Krankheit hindeutende Terminus für einen verschlüsselten Befehl stand, in der Art wie »Werft diesen Mann umgehend ins tiefste Loch, das ihr finden könnt«. Jedenfalls beschloss Fingard, sollte er jemals wieder aus diesem Loch herauskommen, der Herrin der Seeigelwarte einen baldigen Austausch der Parole zu empfehlen.

Nachdem der Bote etwa eine halbe Stunde lang geschrien, sich die Hände an der Zellentür blutig geschlagen und seinen Schemel zu Kleinholz verarbeitet hatte, nahm der diensthabende Kerkermeister von der Ruhestörung Notiz und drohte dem Gefangenen mit Haftverschärfung. Obwohl Fingard nicht einer der Hellsten war, besaß er doch genug geistige Überlegenheit, um den erzürnten Wärter von seinem Vorhaben abzubringen.

»Die Geschichtsschreiberin wird Euch reich belohnen, wenn sie erst meine Botschaft erhalten hat«, versicherte Fingard dem Wüterich. »Außerdem heißt die Parole auch nicht ... so, wie ich am Tor sagte, sondern *zeruja*. Habt Ihr mich verstanden? *Ja, ja, ja, zeruja*. Sagt das einem der Wachhabenden oben. Sie werden euch bestätigen, dass die so überbrachten Nachrichten von allerhöchstem Rang sind.«

Das von Sonnenlicht und frischer Luft nicht gerade verwöhnte Gehirn des Kerkermeisters erstrahlte in froher Erwartung. Der tumbe Mann hatte schon unter dem Knochenturm Gefangene gehütet, als Wikander noch Großkönig war. In all den Jahren war ihm wenig Anerkennung zuteil geworden. Seine wichtige Arbeit wurde für selbstverständlich genommen. Das alles konnte sich nun ändern.

Der Wärter schlurfte aus der Zelle, sperrte die Tür hinter sich zu und machte sich an den Aufstieg zur Burg.

»Entschuldigt die Störung, Majestät«, sagte Popi, nachdem er angeklopft und den Kopf durch die Tür des Ratssaals gestreckt hatte.

Ergil stöhnte. »Was haben wir heute Morgen vereinbart?«

Popis Blick wanderte zu Falgon, Múria und Schekira, die mit dem König an jener Seite der runden Tafel saßen, die dem prasselnden Kaminfeuer am nächsten lag.

»Du brauchst nicht gleich wieder förmlich werden, nur weil noch andere im Raum sind«, erriet der König die Gedanken seines Schildknappen. »Was gibt es denn?«

»Vor etwa zwei Stunden ist ein Bote eingetroffen. Er hat das Wort gesagt: *zeruja*.«

Múrias Rücken straffte sich. »Warum wird uns das erst jetzt gemeldet?«

»Ihr hattet ausdrücklich verlangt, nicht gestört zu werden, Schreiberin Múria.«

»Wir haben vor anderthalb Stunden miteinander gesprochen, Popi. Da hättest du es mir sagen können.«

Der Schildknappe des Königs begann zu zittern. »Ich bin nicht dran schuld.«

Múrias Augen wurden zu schmalen Schlitzern. »Raus mit der Sprache, kleiner Mann. Was ist passiert?«

»Das erzählt Euch der Bote am besten selbst.«

Popis Kopf verschwand aus dem Spalt, die Tür wurde aufgestoßen und ein mittelgroßer Mann in einem langen, zotteligen Fellmantel wurde sichtbar. Sein Gesicht ließ eine gewisse Unzufriedenheit erahnen. Er umklammerte mit beiden Händen eine Pelzmütze, als wolle er sie erdrosseln. Ergil bemerkte frische Schürfspuren an den Fingerknöcheln des Mannes.

»Fingard!«, rief Múria erfreut. »Kommt herein.«

Der Bote trat näher, verneigte sich vor der Hofgeschichtsschreiberin, beugte erst danach vor dem König das Knie und musterte irritiert das Käuzchen, das neben Ergils Platz auf einem Teller hockte und sich gerade eine getrocknete Weinbeere einverleibte.

Múria erkundigte sich zunächst nach den körperlichen Bedürfnissen ihres Gewährsmannes und ließ nach heißem Gewürzwein schicken. Anschließend lieferte Fingard eine dramatische Zusammenfassung der Hindernisse, die er auf dem Weg in den Ratssaal überwunden hatte.

»Vielleicht solltet Ihr die Parole ändern, Herrin«, schlug er abschließend vor.

»Die Verwechslungsgefahr von *zeruja* und *zerua* ist Absicht, mein Guter. Eine zusätzliche Sicherheit.« Múria winkte ab. »Außerdem machst du dir keine Vorstellung, was für einen Verwaltungsaufwand so ein außerplanmäßiger Parolentausch bedeuten würde. Ich müsste verschlüsselte und versiegelte Nachrichten an sämtliche Getreue im Herzland versenden. Es gibt vielleicht einen leichteren Weg, das Problem zu lösen.«

»Und der wäre?«

»Lass dir von deinem Weib einen Schal stricken. Der hält die Kiefer warm und geschmeidig.«

Fingard sah sie mit großen Augen an.

»Was bringt Ihr uns für Neuigkeiten, Fingard?«, fragte Ergil. Er wurde das Gefühl nicht los, die Ankunft des Boten könnte mit *Zijajims* sonderbarem Verhalten vom Morgen in Zusammenhang stehen.

Der Bote wechselte einen Blick mit Múria, als müsse er sich von ihr erst die Erlaubnis zum Reden einholen. Irgendetwas im Strahlen ihrer blauen Augen signalisierte ihm wohl ihre Zustimmung, denn, sich wieder an den König wendend, antwortete er: »In Bjondal wurde ein Spion gefangen genommen.«

»Wodurch hat er sich verraten?«

»Das kann ich nicht genau sagen, Majestät.«

»Aber es muss doch einen Grund geben, warum man ihn für einen Spitzel gehalten hat.«

»Äh, er ist Grindel, dem Wirt im Gasthaus *Zur trällernden Meerjungfrau*, wohl irgendwie verdächtig vorgekommen.«

Falgon legte beide Handflächen auf den Tisch und beugte sich dem Boten entgegen. »Es könnte nicht schaden, Nachbar, wenn Ihr etwas präziser würdet. Hatte er ein Schild um den Hals, auf dem das Wort ›Spion‹ stand?«

Fingards Augen sprangen zwischen Waffenmeister, König, Käuzchen und Geschichtsschreiberin hin und her. »Nicht, dass ich wüsste«, erwiderte er vorsichtig.

Múria ermunterte ihren Gewährsmann, am besten von vorne zu beginnen. Was habe der Gefangene Verdächtiges getan? Was wollte er auskundschaften? Für wen spionierte er? Was wisse man sonst über ihn?

Allmählich taute Fingard auf. Der Fremde, berichtete er, sei vor einer knappen Woche in der *Trällernden Meerjungfrau* erschienen. Nun, eigentlich sah man mehr die Kleider als den Mann, alldieweil er einen Mantel mit Kapuze trug, unter der er seinen Kopf verbarg. Trotzdem glaubte Grindel – der Wirt – in den Schatten so etwas wie eine Maske auszumachen. In einer Hafenstadt

wie Bjondal begegnete man tagtäglich den merkwürdigsten Gesellen aus aller Herren Länder. Daher maß Grindel seiner Beobachtung zunächst keine besondere Bedeutung bei. Er dachte, der Fremde verberge sein Gesicht, weil es von Brandnarben oder anderen schlimmen Verletzungen entstellt sei, und machte sich zunächst keine Gedanken. Auf Fragen des Wirts reagierte der Fremde eher einsilbig. Um überhaupt eine Unterkunft zu erhalten, musste er allerdings seinen Namen verraten.

»Er lautet Kaguan.«

»Kaguan?«, wiederholte die Herrin der Seeigelwarte, als könne allein der Klang des Wortes ihr etwas über die Identität des angeblichen Spions verraten.

Die anderen in der Runde zuckten nur ratlos die Achseln.

Múria ermutigte Fingard in seinen Ausführungen fortzufahren, was er dann auch nach einer ausgiebigen Denkpause tat.

Drei Tage nach Ankunft des Fremden – Grindel verließ vor Anbruch der Morgendämmerung gerade das Haus, um im Hafen Trockenfisch einzukaufen – beobachtete der Wirt einen Schemen, der sich vom Hintereingang seiner Schenke in die Dunkelheit stahl. Er vermeinte in der hohen, breitschultrigen Gestalt seinen schweigsamen Gast zu erkennen und weil er nicht die geringste Ahnung hatte, was diesen Kaguan nach Bjondal geführt hatte, wurde seine Neugierde geweckt. Er schlich ihm hinterher.

Einige Gassen weiter war der Schemen verschwunden. Vielleicht hatte er den Verfolger bemerkt. Am Abend desselben Tages sprach dann allerdings ein Fischer den Wirt an und erzählte eine seltsame Geschichte. Als er im Morgenrauen nach seinem Boot schauen wollte, das in einer vor Schnee und Eis geschützten Höhle außerhalb von Bjondal lag, hörte er ein sonderbares Geräusch. Er schlich näher und sah eine schattenhafte große Gestalt am Strand stehen, die sang.

»Ja, kein Zweifel«, wiederholte Fingard die Worte des Fischers, »die reichlich unharmonischen Klänge waren ein fremdartiges Lied.«

Das Käuzchen auf dem Teller ließ seine Korinthe fallen und sah den Boten mit großen Augen an. Fingard stand die Ratlosigkeit ins Gesicht geschrieben. Erst betrachtete er argwöhnisch den Vogel, dann wanderte sein Blick Hilfe suchend zu Múria.

»Hat der Fischer außer der Gestalt und dem Gesang noch etwas anderes wahrgenommen?«, erkundigte diese sich.

»Ja«, antwortete der Bote leise. »Das Eis begann zu ächzen und zu knacken, als wolle es jeden Moment aufbrechen, was es aber nicht tat.«

Irgendetwas schien das Käuzchen erschreckt zu haben. Es stieg vom Tisch auf, drehte eine Runde durch den Ratssaal und landete auf der Schulter des Königs.

»Sonst nichts?«, fragte Múria.

»Nein«, antwortete Fingard. Aber der Wirt habe sich vom Fischer die Stelle genau beschreiben lassen und am nächsten Tag ging er vor Sonnenaufgang selbst hin und legte sich auf die Lauer. Tatsächlich erschien der ihm nur allzu bekannte Schemen zur gleichen Stunde wieder am Ufer des Schollenmeers. Nun hörte Grindel mit eigenen Ohren den misstönenden Gesang und das gequälte Ächzen und Knacken im Eis.

Auch am nächsten Morgen schlich sich der Wirt wieder zu seinem Versteck am Strand und beobachtete Kaguan bei seinem merkwürdigen Treiben. Und plötzlich brach das Eis auseinander. Irgendetwas Großes, Dunkles kam aus dem Meer herauf. Grindel packte das Entsetzen. Er stahl sich davon und alarmierte die Stadtwache. Sein Gast wurde wenig später festgenommen, als er in die Schenke zurückkehrte. Er ließ sich ohne Widerspruch abführen.

Der Ausdruck auf Fingards Gesicht verriet seine eigene Ratlosigkeit. »Als Grindel mir gestern Abend davon erzählte, war mir klar, dass Ihr sofort davon erfahren müsst, Herrin. Und so bin ich baldigst hierher aufgebrochen.«

»Das ehrt dich, mein Guter«, lobte ihn Múria. »Bei der gegenwärtigen Kälte sind die fünfzig Meilen über den Belt ein mehr als nur unbequemer Ritt. Hast du uns alles berichtet, was du über den Fremden weißt?«

Fingard nickte.

»Dann solltest du dich jetzt unbedingt mit einem guten Mahl stärken und dich ausruhen. Ich denke, wir werden uns morgen noch einmal unterhalten.«

Trotz seines begrenzten Verstandes ging dem Boten auf, dass nun der vertrauliche Teil des Abends begann, bei dem seine Anwesenheit nicht eingeplant war. Fingard erhob sich, und nachdem er sich verneigt und allen eine gute Nacht gewünscht hatte, verließ er den Ratssaal.

»Was haltet ihr davon?«, fragte Múria, sobald die Tür wieder geschlossen war.

Schekira legte in einer flirrenden Wolke ihre Käuzchenverkleidung ab und erwiderte: »Dieser Kaguan hat ein Lied der Macht benutzt, um irgendetwas aus dem Meer hervorzulocken.«

»Wir wissen nicht sicher, ob der Fremde tatsächlich so heißt, kleine Schwester, aber in dem anderen Punkt muss ich dir leider recht geben.«

»Wir sollten in Erfahrung bringen, wer er ist und was er mit seinem ... Gesang bezweckte«, schlug Ergil vor.

Múria nickte. »Und wir müssen unbedingt herausfinden, *was* er ist.«

»Wie meinst du das, Inimai?«, fragte Falgon.

»Der Klang des Namens – *Kaguan* – da schwingt etwas in mir, das ich schon lange vergessen zu haben glaubte.«

»Du meinst, etwas, das du vergessen *wolltest*? Etwas, das dich an das Leid erinnert, das du im Grünen Gürtel erfahren und gesehen hast?«

Ihre Hand umschlang diejenige des Waffenmeisters. »Manchmal habe ich den Eindruck, du kennst mich besser als ich, mein Lieber.«

Der junge König entsann sich des Wandgemäldes in Múrias Seeigelwarte. Das Bild von der friedlichen Waldlichtung war von ihr gewiss erschaffen worden, um die sonnigen Zeiten, die sie unter dem Volk der Sirilim und mit ihrem Verlobten Jazzar-fajim erlebt hatte, im Gedächtnis zu behalten – und die düsteren Erinnerungen von der Vernichtung der Schönen durch den dunklen Gott Magos aus ihrem Sinn zu verbannen.

Ergil wagte nicht, die alte Wunde seiner Lehrmeisterin wieder aufzureißen und sie zu bitten, das von ihr erwähnte Schwingen beim Klang des Namens *Kaguan* näher zu beschreiben. Vielleicht lag es an der Alten Gabe, die er von seinen Sirilimvorfahren geerbt hatte, dass er dem Rätsel um die Absichten und die Natur des Fremden eine so große Bedeutung beimaß. Er konnte fühlen, wie sich etwas ankündigte, das kaum noch aufzuhalten war. Am liebsten hätte er auf der Stelle sein Krodibo bestiegen und wäre nach Bjondal hinübergeritten. Aber dazu fühlte er sich nach den Strapazen des Nachmittags viel zu schwach.

»Der Tag war anstrengend«, sagte er. »Lasst uns zu Bett gehen, damit wir morgen früh wieder bei Kräften sind.«

Múrias schmale Augenbrauen gingen in die Höhe. »Du willst doch nicht etwa deinen sicheren Kaninchenbau verlassen und höchstpersönlich über den Soodlandbelt reiten?«

»Wäre das so schlimm?«

Sie lächelte verschmitzt. »Ganz im Gegenteil.«

In der Nacht hatte Twikus einen Traum. An sich hätte dieser Umstand kaum eine Erwähnung verdient, weil die Sirilimzwillinge seit ihrem Einzug in die Sooderburg fast täglich von ihrer Mutter träumten. Aber nach dem merkwürdigen Erwachen des gläsernen Schwertes und dem beunruhigenden Bericht des Boten Fingard stiegen aus dem Schlaf des Königs Bilder ganz anderer Natur herauf.

Zunächst kam es Twikus wie ein Rückblick vor. Schon einmal, als er in Múrias Seeigelwarte übernachtet hatte, war er, einem Adler gleich, über die Insel im Schollenmeer geflogen. Diesmal schwebte er von Norden auf die Sooderburg zu. Dem flüchtigen Betrachter hätte sich eine friedvolle Aussicht präsentiert: keine schwarze, aus dem Palast emporlodernde Lohe, die Insel und das Schollenmeer wurden auch nicht von nachtfarbenem Eis zugedeckt. Aber er spürte, wie trügerisch all das war.

Der Flug in schwindelnder Höhe ließ ihn begreifen, wie mächtig die kalte Fessel war, die das ganze Land seit dem Spätsommer gefangen hielt. Der glitzernde Panzer gab sich strahlend weiß, täuschte mit einer Makellosigkeit, die dem fliegenden König alles andere als geheuer war ...

Makellosigkeit? Jetzt erst, nachdem er sich der Festung um einige Meilen genähert hatte, fiel ihm die Veränderung auf: Die Gebäude strahlten hell im Sonnenlicht, so elfenbeinern bleich wie der Knochenturm. Ja, es waren völlig andere Bauwerke, die auf der Klippe standen. Ihre Kuppeln und Türmchen wirkten verspielt und leicht, ihre schwungvollen Formen und Verzierungen wie aus einer anderen Welt ...

Plötzlich erschrak er. Zu seiner Linken schob sich etwas Monströses in sein Blickfeld. Finster und bedrohlich wuchs es vor den Stadttoren Bjondals aus dem Meer.

Zuerst glaubte Twikus, die schwarze Lohe hätte sich zum Umzug aufs Festland entschlossen, nachdem sie auf der Insel nicht mehr willkommen war. Aber bald wurde ihm sein Irrtum bewusst. Dieses aus den dunklen Tiefen der See aufsteigende Etwas war von anderer Natur. Es handelte sich um ein gigantisches Schwert aus schwarzem Kristall. Der König in den Wolken erkannte es sogleich wieder.

Es war *Schmerz*, Wikanders Unheil bringende Klinge.

Langsam erhob sie sich aus den aufgetürmten Eisschollen und war bald größer als der Knochenturm samt Klippe. Immer höher streckte sie sich empor.

Ohne sich dessen bewusst zu sein, flog Twikus direkt auf das ungeheuerliche Ding zu. Dabei verfolgte er, wie das Eis weiter aufgesprengt wurde, als der Handschutz hindurchbrach. Das Heft befreite sich aus dem frostigen Panzer, ein regelrechter Wasserfall regnete herab und das schwarze Schwert glitt dem Himmel entgegen.

Jetzt erst stellte sich bei dem Beobachter Besorgnis ein. Ihm dräute, dass er sich in großer Gefahr befand. Die riesenhafte Spitze sauste von unten und er von Nordwesten herbei. Beide Flugbahnen würden sich kreuzen, sofern er Kurs und Geschwindigkeit beibehielt. Twikus versuchte anzuhalt-

ten oder wenigstens die Richtung zu wechseln, aber alles Wollen und Wünschen änderte herzlich wenig. Der Zusammenstoß schien unabwendbar.

Twikus schrie. Wenigstens das gelang ihm. Er tastete nach *Zijjajims* Blütengriff, doch das gläserne Schwert klammerte sich mit einem unentwirrbaren Knoten an ihm fest. Also schrie er weiter. *Schmerz* kam immer näher. Die dunkle Kristallspitze war zu groß, um ihn aufzuspießen, aber sie würde ihn mit Sicherheit zermalmen. Der König brüllte sich die Lunge aus dem Leib. Als der Augenblick des Zusammenpralls unmittelbar bevorstand, hielt Twikus plötzlich den Atem an.

Und in diesem Moment drehte sich die schwarze Klinge in die Waagerechte und schoss mit unglaublicher Geschwindigkeit nach Osten davon. Der junge König sah ihr benommen nach. Rasch schrumpfte sie zu einem kleinen Punkt zusammen, der kurz darauf verschwunden war.

Mit einem Mal hatte Twikus wieder Gewalt über seinen Körper. Er schwenkte herum. Höchste Zeit, in die Sooderburg zurückzukehren. Als sein Blick den bleigrauen Wolkenhimmel im Süden streifte, bemerkte er einen lichten Fleck. Jenseits des Horizonts und aus einem unerfindlichen Grund trotzdem sichtbar stand eine Leiter. Sie ragte vom Boden bis in die Wolken hinauf ...

Twikus fuhr aus dem Bett hoch und schnappte nach Luft. Besorgt sah er sich um. Unter der Tür drang etwas Licht ins Schlafgemach, wodurch er die Möbel als dunkle Schemen ausmachen konnte. Nisrah hatte sich auf einem Stuhl neben dem Bett zu einer Kugel zusammengerollt. Twikus überlegte, ob er den Weberknecht wecken sollte, entschied sich dann aber dagegen.

Ergil?

Der König lauschte in sich hinein, aber sein Bruder antwortete nicht. Vielleicht klammerte der sich noch an dem Traum fest, um das Rätsel der riesenhaften Leiter zu ergründen. Twikus' Bedarf an monströsen Überraschungen war fürs Erste gedeckt. Er schüttelte den Kopf, ließ sich ins Kissen zurückfallen und stieß einen Seufzer aus.

»Wie ich diese Träume *hasse!*«